



Harun al Raschid und der Traumausleger.

---



Im Dezember 1881 also war es, daß ich in Dunbrody eintraf, wo damals der hochw. P. Joseph als Sub-Prior funktionierte, der gegenwärtig auf der Station Emaus in Ostgriqualand weilt und dem Ehrw. Abt Franz bis zur letzten Stunde in treuer Liebe zur Seite stand. P. Joseph wäre damals schon längst einmal gerne der Einladung des Hochwürdigsten Bischofs nach Grahamstown gefolgt, wenn er einen der englischen Sprache einigermaßen kundigen Reisebegleiter gehabt hätte. Da ich nun damals schon ein paar Worte englisch parlieren konnte, entschloß er sich, den Besuch in meiner Begleitung auszuführen.

In der Weihnachtswoche fuhren wir beim ersten Morgengrauen per Ochsentarre, die mit flinken Trabochsen bespannt war — die Pferde waren an einer Seuche krepirt — nach der gute sechs Wegstunden entfernten Bahnstation Corney ab. Der Eisenbahzug brachte uns bald nach einem Kreuzungspunkt, wo wir umsteigen mußten. Nachdem wir in der Restauration ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir „natürlich“ in einen falschen Zug und mußten infolgedessen auf der nächsten, ganz einsam in der afrikanischen Wildnis gelegenen Station aussteigen. — „Nichts als Zebirge und Fegend“ hätte ein Berliner gesagt. Immerhin fanden wir daselbst ein solides, aus Steinen erbautes Stationshaus mit einem netten jungen Ehepaar. Die Leute waren katholisch und hatten eine ungeheure Freude über die Ankunft eines katholischen Priesters, denn sie hofften, daß ihr erst neulich angekommenes erstes Baby nun auch gleich getauft werden könnte. Da aber P. Joseph die bischöflichen Fakultäten nicht besaß, mußte er die Freude der guten Leute zu Wasser werden lassen.

Unser Mißgeschick hatten wir von da nach Grahamstown telegraphiert, und so kamen wir nach einigen Irrfahrten, wenn auch etwas verspätet, noch immer bei guter Tageszeit an unserm Bestimmungsort an, wo uns ein am Bahnhof wartender Geistlicher in einen bereitstehenden „Spider“ (leichte, weißspurige Chaise) packte und nach der bischöflichen Residenz beförderte.

Leider war der Hochwürdigste Herr Bischof nicht zu Hause; er hatte sich über die Feiertage nach Port-Elizabeth begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Das bischöfliche Palais war nur von zwei Pfarrgeistlichen und zwei Jesuiten bewohnt. Die letztern waren zur Erholung aus der Sambesi-Mission zurückgekehrt und nun in einem kleinen Colleg tätig, das die Jesuiten in Grahamstown unterhielten. Einer derselben, ein sehr lieber Herr mit einem prächtigen schwarzen Bart, war aus Nachen gebürtig und wußte die interessantesten Abenteuer zu erzählen. Einmal z. B. sei er Nachts im Fieberdelirium in den Sambesi gesprungen, wo es bekanntlich von Krokodilen nur so wimmelt. Doch das kühle Bad bekam ihm gut, und er sei mit heiler Haut davongekommen.

Auch die übrigen Herrn, von denen mir namentlich noch ein Holländer mit dichtem grauen Vollbart als energische, aber etwas farlastisch angelegte Natur in Erinnerung ist, erwiesen uns alle Ehren der Gastfreundschaft, nur fühlten sie einige Verlegenheit über den Umstand, daß P. Joseph im schwarz-weißen Ordenskleid gekommen war. Sie meinten, es sei dies in einer ganz protestantischen Gegend nicht ratsam, und ließen ihn deshalb am nächsten Tag die hl. Messe nicht in der Kathedrale lesen, deren statlicher Bau Tags zuvor sein Interesse in so hohem Grade erweckt

hatte, sondern führten ihn durch allerlei Seitengäßchen in den Garten eines benachbarten Schwersterntouventes, in dessen Kapelle er in Frieden zelebrieren konnte.

P. Joseph war eben ein Sohn des P. Franz, und der dachte in diesem Stücke ganz anders. So erzählte er mir z. B. im Dezember 1890, als ich ihn in Mariannhill besuchte, er sei einmal in Berlin, als er bei einem hohen Herrn vom Auswärtigen Amt eine Audienz hatte, im vollen Trappistenstaat, d. h. mit der Kulle (einem weißen, in malerischem Fallengewurf bis zu den Knöcheln reichenden Mantel mit Kapuze) vorgefahren, ohne daß merkwürdiger Weise die Welt untergegangen; und auch Berlin und das auswärtige Amt stehen heute noch.

(Schluß folgt.)

## Menschliche Lebensdauer.

Denken wir uns eine Million neugeborener Kinder. Beinahe 150 000 derselben verschwinden von der irdischen Laufbahn noch im Laufe des ersten Jahres, im zweiten Jahre treten weitere 50 000 aus den Reihen. Nach Ende des 13. Jahres fehlen wieder gegen 30 000, nach 45 Jahren aber beträgt die Zahl der Vermissten 500 000. Nach 60 Jahren sähe man von den anfänglichen 1 000 000 Menschen nur noch 170 000 grauhaarige Leute, deren Zahl sodann nach weiteren 10 Jahren auf etwa 970 zusammenstimmt. Nach 90 Jahren sind kaum noch 200 übrig und vielleicht kaum Einer von der ganzen Million wird das Alter von 100 Jahren erleben.

Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt 33 Jahre, manche Statistiker nehmen sogar nur 28 Jahre dafür an. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahre; von 100 erreichen durchschnittlich nur sechs das Alter von 60 Jahren, und von 500 sieht kaum Einer das 80. Lebensjahr. Jeden Tag sterben etwa 50 000 Menschen, einer in jeder Sekunde.

Wenn du 17 Jahre alt bist, so ist dir eine Gnade widerfahren, welche der Hälfte deiner Altersgenossen nicht zuteil geworden, und hat dich Gott bis zum 60. Lebensjahre aufgespart, so ist das eine Begünstigung, welche nicht der fünfte Teil der Menschheit genießt. Hast du schon ernstlich darüber nachgedacht? Benütze die kostbare Zeit, sie ist der Kaufpreis für eine glückselige Ewigkeit!

## Harun al Raschid und die Traumausleger.

Der Kalif Harun al Raschid (um 800) träumte einst, all seine Zähne seien ihm ausgefallen. Er ließ einen Traumausleger kommen, und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, daß du alle deine Verwandten sterben sehen wirst.“ Der Kalif, erzürnt über die üble Auslegung, ließ ihm hundert Stockschläge geben, und einen anderen Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen deinen Anverwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, daß du sie alle überleben wirst.“ Der Kalif ließ ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt auf die Art und Wendung im Ausdruck an.



Echt amerikanisch. Die New York Sun erzählt von einem Ingenieur, der sich das Leben bequem zu machen versteht. Er heiratete ein Fräulein Dr. med., und die Folge davon war, daß ihm, wenn die Frau auf Krankenbesuch aus war, die Pflege ihres erstgeborenen oblag. Da diese Beschäftigung die eigene Tätigkeit des Ingenieurs aber zu sehr beschränkte, erfindet er einen Apparat, der mittels Elektrizität die Wiege in Bewegung setzte. Mit diesem Apparat verband er einen Phonographen, der, sobald die Wiege sich bewegte, eine angenehme einschläfernde Melodie vortrug. Hierzu gesellte der Ingenieur einen dritten Apparat, der den Kleinen zu bestimmten Zeiten mit der ausreichenden Quantität Milch versorgte.

### Unser tägliches Brod gieb uns heute.

Nun ist Euchen schon bald ein großes Kind, denn übers Jahr geht es zur Schule. Da lernt es nun auch vom Großmütterchen, daß der liebe Gott die lustigen Vögelchen geschaffen, daß alle bunten Blumen blühen, weil sie ihrem Schöpfer gefallen wollen und daß auch das Brod, das Euchen täglich isst, vom lieben Gott kommt. Dann muß sie immer, wenn sie zu Mittag essen will, ihre kleine Händchen falten, recht schön für alles Gute danken und auch bitten, daß kein böses Wetter die Ernte vernichtet, weil sonst die Menschen und die armen Tierchen alle hungern müssen. Und sie setzt sich zu ihrem Großmütterchen an den Tisch und bittet mit hellem Stimmchen: „Unser täglich Brod gieb uns heute.“

### Eine merkwürdige Bekehrung.

Welcher Mittel sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes bedient, um einen Tiefgefallenen vom Verderben zu retten, das zeigt uns folgendes wahrheitsgetreue Ereignis, das wir in den eigenen Worten des Betroffenen mitteilen wollen:

„Ich war schon seit mehreren Jahren katholischer Priester, zuletzt Pfarrvikar, und bin aus verschiedenen Ursachen (am meisten deshalb, weil ich ohne wahren Beruf in den heiligen Priesterstand getreten bin) zuletzt so tief gefallen, daß ich meine seelsorgerliche Stellung ganz verließ und, da ich heiraten wollte, sogar meinen heiligen katholischen Glauben abschwur und protestantisch wurde. Ich legte das protestantische Glaubensbekenntnis in die Hände des Superintendenten ab und wurde als protestantischer Prediger in die Stadt A. berufen. Dort verlobte ich mich mit der Tochter eines protestantischen Kaufmannes und es sollte die Hochzeit in sechs Wochen stattfinden. Eines Abends saß ich mit dem protestantischen Pastor G., dem Superintendenten W. und einem Kandidaten der evangelischen Theologie im Hause des Ersteren bei einer Bowle Dinsch. Wir saßen in der Laube des Gartens, tranken und waren guter Dinge. Plötzlich ward Pastor G. abgerufen, denn ein Sterbender, hieß es, verlange nach ihm. „Wollen Sie nicht hingehen, Herr Konfrater?“

fragte mich der Pastor. — „Ihre erste Amtswaltung ist freilich eine traurige, aber als Wirt kann ich mein Haus nicht gut verlassen.“ Ich war bereit und folgte dem Boten. Er führte mich an das Bett eines todkranken Mannes. — „Ich bin der neuernannte Prediger und komme im Auftrage des Herrn Pfarrers,“ sagte ich, die bleichen Züge dieses Sterbenden betrachtend. Dieser schüttelte das Haupt. „Das ist ein Mißverständnis,“ versetzte er, „ich habe nach einem katholischen Priester verlangt.“ „Sind Sie denn nicht evangelisch?“ fragte ich verwundert, „man jagte mir doch.“ — „Ganz recht“, unterbrach er mich, „aber ich möchte gerne katholisch sterben.“ Diese Worte berührten mich eigentümlich. „Wie kommen Sie dazu?“ fragte ich. „Glauben Sie an den Erlöser, der für uns am Kreuze gestorben ist? Wenn Sie fest an Ihn glauben und auf Ihn hoffen, wird Er Ihnen ein gnädiger Richter sein.“ Der Sterbende lächelte schmerz-



„Unser tägliches Brod gieb uns heute.“ (Text nebenstehend.)

lich. „Der Glaube allein hilft mir nichts,“ entgegnete er, „ich möchte beichten und Losprechung meiner Sünden. Früher war ich katholischer Priester, fiel vom heiligen Glauben ab und wurde Protestant. Ich weiß, daß es mit dem Glauben allein nicht getan ist, es scheint aber, daß der Himmel mir die letzte Gnade versagt, einem katholischen Priester beichten und von ihm die Absolution empfangen zu können.“ Er stöhnte tief auf und Tränen rieselten über seine bleichen Wangen. Ich stand erschüttert. Welch ein Zusammenstoß! Ein abgefallener katholischer Priester steht am Sterbebette eines anderen Abgefallenen! Der Zustand des Mannes war bedenklich und keine Minute zu verlieren. — „Wenn Sie katholischer Priester waren“, sagte ich, „so wissen Sie auch, daß im Angesichte des Todes jeder katholische Priester alle Vollmachten hat. Auch ich war ein solcher, wurde abtrünnig und Protestant. Sie wissen also, daß ich in diesem Augenblicke, wo der Tod schon an der Tür steht, die Vollmacht habe, Ihr Bekenntnis entgegenzunehmen